

Johannes Hürter

Was ist ein „Nazi-General“ – und wie wird man dazu?

Probleme und Ergebnisse einer Gruppenbiographie deutscher Heerführer im Zweiten Weltkrieg

1. Vom Nutzen und Nachteil einer Gruppenbiographie für die Geschichte der Wehrmacht im NS-Staat

Nach dem Krieg waren „die“ Nationalsozialisten immer die anderen – und von diesen waren die meisten tot oder sonstwie verschwunden. „In den ersten Tagen [der Besatzungszeit] konnte man keinen einzigen Nazi in Deutschland finden“, bemerkte der amerikanische Geheimdienst sarkastisch¹. Auch in der Heeresgeneralität gab es so gut wie keine Nationalsozialisten mehr. Nimmt man zum Beispiel die 25 Spitzenmilitärs, die vom Feldzugsbeginn am 22. Juni 1941 bis zum Sommer 1942, also im richtungweisenden ersten Jahr, die deutschen Heeresgruppen und Armeen im Krieg gegen die Sowjetunion befehligten, so lässt sich aus dem Blickwinkel der frühen Nachkriegsjahre die folgende politisch-moralische Dreiteilung konstatieren²:

- Neun dieser namhaften Generäle waren bei Beginn des Nürnberger Prozesses im November 1945 nicht mehr am Leben, unter ihnen – und das war die erste Gruppe – alle, denen man nun um so leichter nachsagen konnte, sie seien nationalsozialistisch oder zumindest parteinah gewesen: Eugen Ritter von Schobert, Walter von Reichenau, Eduard Dietl, Walter Model und Ernst Busch.
- Die zweite Gruppe bestand aus den Verstorbenen, die in irgendeinem Zusammenhang mit dem Staatsstreich vom 20. Juli 1944 gebracht wurden, in erster Linie natürlich die hingerichteten

¹ Notizen des OSS von einer Reise durch das besetzte Deutschland, Anfang April 1945, zit. nach Ulrich Herbert, Wer waren die Nationalsozialisten? Typologien des politischen Verhaltens im NS-Staat, in: Gerhard Hirschfeld/Tobias Jersak (Hrsg.), Karrieren im Nationalsozialismus. Funktionseliten zwischen Mitwirkung und Distanz, Frankfurt a.M./New York 2004, S. 17–42, hier S. 19.

² Die folgenden Überlegungen stützen sich auf meine gruppenbiographische Studie: Johannes Hürter, Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion 1941/42, München 2006.

Widerstandskämpfer Erich Hoepner und Carl-Heinrich von Stülpnagel, aber auch Fedor von Bock und Günther von Kluge, deren engste Mitarbeiter im Stab der Heeresgruppe Mitte die stärkste Zelle der Militäropposition gebildet hatten – Kluge hatte dies das Leben gekostet.

- Und die dritte Gruppe, die Übriggebliebenen, die 16 Generäle, die den Krieg überlebt hatten³? Konservative, meist preußische Offiziere, die dem NS-Regime fern gestanden, die nur aus patriotischem Pflichtgefühl mitgemacht hatten, freilich nur bis zu einer bestimmten Grenze, die dann – teilweise – zu Unrecht von der „Siegerjustiz“ verurteilt und zu Recht frühzeitig amnestiert worden waren. Auch sie eher Opfer als Täter, auf jeden Fall keine „Nazis“ – und, nebenbei bemerkt, auch ganz betont keine Widerstandskämpfer, denn das war zunächst ebenso wenig opportun.

Soweit die damals vorherrschende Selbststilisierung und Außenwahrnehmung. Dieses Bild wirkte lange nach und war bezeichnend für die Perzeption des NS-Staates in der Bundesrepublik. „Die“ Nationalsozialisten, das waren in erster Linie Hitler, seine Paladine und einige fanatische Funktionäre, darüber hinaus vor allem „asoziale“ Schlägertypen und verführte Idealisten, die für ihren Irrtum häufig mit dem Leben bezahlt hatten. Der riesige Rest war höchstens „verstrickt“, aber in der Regel dennoch „anständig“ geblieben – wie eben die Überlebenden aus dem Sample der 25 Oberbefehlshaber, von denen die meisten kräftig an dieser Legende mitwirkten. Dass ihre Meinung teilweise bei deutschen und alliierten Behörden, etwa bei der amerikanischen Historical Division⁴, gefragt war, schien ihre „Unschuld“ zu bestätigen. Auch die Geschichtswissenschaft wagte zunächst nicht, dagegen anzuschreiben; später folgte wissenschaftsgeschichtlich die Vorherrschaft der „menschleeren Strukturgeschichte“. Nach sporadischen Ansätzen in den 1960er und 1970er Jahren trat erst Anfang der 1980er Jahre eine Trendwende ein, die sich in den letzten zehn Jahren, vor allem in der Holocaust-

³ Nikolaus von Falkenhorst, Heinz Guderian, Gotthard Heinrici, Hermann Hoth, Ewald von Kleist, Georg von Küchler, Wilhelm Ritter von Leeb, Georg Lindemann, Erich von Manstein, Friedrich Paulus, Hans-Georg Reinhardt, Gerd von Rundstedt, Richard Ruoff, Rudolf Schmidt, Adolf Strauß, Maximilian Freiherr von Weichs.

⁴ Vgl. Bernd Wegner, *Erschriebene Siege*. Franz Halder, die „Historical Division“ und die Rekonstruktion des Zweiten Weltkrieges im Geiste des deutschen Generalstabes, in: Ernst Willi Hansen/Gerhard Schreiber/Bernd Wegner (Hrsg.), *Politischer Wandel, organisierte Gewalt und nationale Sicherheit. Beiträge zur neueren Geschichte Deutschlands und Frankreichs*, München 1995, S. 287–302.

forschung und in der wissenschaftlichen Diskussion um die „Verbrechen der Wehrmacht“ endgültig durchgesetzt hat. Die Täter bekamen Namen und waren längst nicht nur Partei- oder SS-Leute.

Dies ist nicht neu, und die grobe Kategorisierung in „Nazis“, „Widerständler“ und in das Paradoxon der „verstrickten“, aber nicht beteiligten großen Mehrheit ist längst überholt. Die Teilidentitäten und Affinitäten, die sehr viele Deutsche und gerade auch die konservativen Eliten mit dem Nationalsozialismus verbanden, sind inzwischen gut erforscht. Indem das namentlich bekannte Personal des NS-Regimes so enorm viel größer geworden ist, sind freilich auch die Möglichkeiten zur Differenzierung und gleichzeitig zur Verallgemeinerung erheblich gewachsen. Wenn die Übergänge so fließend, die Gemengelagen zwischen Ideologen und Technokraten, Tätern und Mitläufern so unübersichtlich sind, waren dann nicht alle „Nazis“? Auf die hier angestellten Überlegungen und ihre bewusst provokante Überschrift bezogen heißt das: Waren dann nicht alle Generäle „Nazi-Generäle“? Oder genauso gut: niemand?

Natürlich sind solche Aussagen höchst unbefriedigend. Denn eines hat sich gegenüber den unmittelbaren Nachkriegsjahren nicht geändert: Wenn es um das NS-Regime und seine Verbrechen geht, dann wünschen sich die meisten insgeheim nach wie vor klare, einfache Antworten, die zwischen Gut und Böse eine deutliche Trennlinie ziehen. Diese Erfahrung konnte auch der Verfasser immer wieder machen, wenn er sein Projekt einer Gruppenbiographie der Oberbefehlshaber an der Ostfront 1941/42 vorstellte. Wiederholt wurde dann selbst von erfahrenen Historikern gefragt: Wer von diesen 25 prominenten Generälen war „dafür“, wer „dagegen“? Dabei erwarteten die Fragesteller häufig nur eine Bestätigung dessen, was sie ohnehin schon zu wissen glaubten: Auf der einen Seite waren die Bösen, die Reichenaus, auf der anderen Seite die Guten, die Stülpnagels, und dazwischen die große Masse, die irgendwie dabei war und irgendwie auch nicht, die man daher entsprechend differenziert betrachten muss.

Damit kommen wir zu den methodischen Problemen einer Kollektivbiographie. Zunächst das Quellenproblem: Zu manchen Generälen liegt viel vor, zu anderen wenig, für den einen sind nur dienstliche Akten überliefert, für den anderen darüber hinaus Briefe, Tagebücher, Erinnerungen. Dann der Faktor Bearbeitungszeit: Man kann für eine Monographie unmöglich das Material von 25 biographischen Einzelstudien zusammentragen und verarbeiten, muss also auch in dieser Hinsicht deutliche Abstriche machen. Die Ausweitung der Perspektive auf eine größere Personengruppe führt also ebenfalls gleichermaßen zur Differenzierung wie zur Verallge-

meinerung. Genauer gesagt: Der Vergleich bietet den Vorteil, ein größeres Spektrum individuellen Handelns zu erfassen. Die ausgedehnte, aber unausgeglichene Quellenbasis zwingt dagegen auch zu Analogieschlüssen, zum Mut, etwas als symptomatisch herauszuarbeiten und damit von der Mikro- zur Makroebene zu gelangen. Diese Stärke und gleichzeitig Schwäche des gruppenbiographischen Vorgehens lässt einen im Urteil zunächst vorsichtiger werden, als wenn man sich nur auf eine einzelne Persönlichkeit konzentriert.

Doch sollte sich der Historiker auch in diesem Fall darum bemühen, zu klaren Ergebnissen zu kommen und nicht nur zu differenzieren, sondern auch dezidiert zu argumentieren. Und wenn man eine Beteiligung an Kriegs- und NS-Verbrechen feststellt, dann ist das eben zunächst und vor allem eine sachliche Feststellung und kein moralisches Urteil. Das wird leider immer noch häufig verwechselt, besonders dann, wenn die sachliche Feststellung den überkommenen Einordnungen in Gut und Böse widerspricht.

Um das zu illustrieren, soll aus den hier vorgestellten Gruppen jeweils ein General herausgegriffen werden, entsprechend den drei genannten Rastern, die wissenschaftlich überholt sind und doch in den Köpfen hartnäckig nachwirken: der „Nazi-General“ Walter von Reichenau, der Widerstandskämpfer Carl-Heinrich von Stülpnagel und für die dritte Gruppe Hermann Hoth, über den man bisher wenig mehr wusste, als dass er ein „schneidiger Panzergeneral“ war. Alle drei führten 1941 Armeen im Bereich der Heeresgruppe Süd.

2. Fallbeispiele

Zu Reichenau muss man wohl wenig sagen. Er stand schon vor 1945 im Ruf, ein „politischer Soldat“ und Günstling Hitlers zu sein, und daran hat sich bis heute wenig geändert. Im Gegenteil: Seine historische Erscheinung ist dadurch, dass in der Debatte über die Wehrmachtsverbrechen fast gebetsmühlenartig auf die schreckliche Geschichte von den mit seiner Zustimmung ermordeten jüdischen Kindern von Belaja Cerkov und den so genannten Reichenau-Befehl vom 10. Oktober 1941 verwiesen wird, geradezu ins monströse Verbrecherische gewachsen. Reichenau liefert gewissermaßen den negativen Maßstab, an dem andere Militärs gemessen werden. Dass es noch eine andere Seite Reichenaus gab, die eines progressiven, sozial aufgeschlossenen und unangepassten Offiziers, der keineswegs immer „dafür“ war und beispielsweise im Polenfeldzug gegen Judenerschießungen protestierte, droht daneben völlig unterzugehen. Die demnächst zu erwartende Biographie von Timm C. Rich-

ter wird ein viel genaueres Bild dieser facettenreichen Person zeichnen, als das in einer gruppenbiographischen Studie möglich ist. Der hier vertretene Ansatz bietet aber immerhin die Möglichkeit, seine angeblich solitäre Stellung durch den Vergleich mit anderen Generälen zu überprüfen.

Etwa mit Stülpnagel, dem „Soldaten, Philosophen, Verschwörer“, wie er im Untertitel der bisher einzigen, leider hagiographischen Biographie genannt wird⁵. Sein entschlossenes Eintreten für den Staatsstreich am 20. Juli 1944 in Paris und sein bitteres Ende haben ihn mit der Aura des unantastbaren Helden umgeben. Die Zeugnisse über seine Geistes- und Gesinnungsgröße sind so zahlreich, dass wir nicht an ihnen zweifeln müssen. Also ein „Anti-Reichenau“, auch in der besonderen Situation des Ostkriegs? Die Auswertung der Akten, auf die sein Biograph Heinrich Bücheler gern verzichtet hat, verringert die Distanz zwischen den beiden, übrigens befreundeten Generälen doch erheblich – zumindest für diese nicht unwesentlichen Monate, in denen sich ihre Armeen Seite an Seite in die Ukraine vorkämpften. Stülpnagel war offensichtlich Antisemit und von der unheilvollen Verbindung zwischen „Judentum“ und „Bolschewismus“ überzeugt. Schon 1935 hatte er als Leiter der Abteilung „Fremde Heere Ost“ das „spitzelhafte Verhalten und Treiben der meist der jüdischen Rasse angehörenden unteren Politiker“ der Roten Armee gebrandmarkt⁶.

Auch 1941 waren für ihn die sowjetischen Juden die Stützen des stalinistischen Regimes, die es gezielt herauszuschlagen galt. Daher lenkte Stülpnagel in mehreren Befehlen die repressiven Maßnahmen der Wehrmacht auf den jüdischen Bevölkerungsteil⁷. Zugleich empfahl er den vorgesetzten Behörden nachdrücklich eine bessere „Aufklärung über das Judentum“, um das Verständnis für die anti-jüdischen Aktionen zu vergrößern. Mit seinem Kurs, die Juden als Sicherheitsrisiko und „Sündenbock“ zu behandeln, begünstigte er den Judenmord – auch wenn offen bleiben muss, in welchem Ausmaß er diesen Gegner ausgeschaltet wissen wollte. Allemal auffällig bleibt aber, wie gut sein Armeeoberkommando mit dem Einsatzkommando 4b zusammenarbeitete. Die großen Pogrome in der

⁵ Vgl. Heinrich Bücheler, Carl-Heinrich von Stülpnagel. Soldat, Philosoph, Verschwörer. Biographie, Berlin/Frankfurt a.M. 1989.

⁶ Denkschrift Stülpnagels: „Fragen des Offiziers- und Unteroffizierskorps der Roten Armee“ vom 10. 5. 1935, zit. nach Hans-Heinrich Wilhelm, Die „nationalkonservativen Eliten“ und das Schreckgespenst vom „jüdischen Bolschewismus“, in: ZfG 43 (1995), S. 333–349, hier S. 344.

⁷ Zum Folgenden vgl. Hürter, Hitlers Heerführer, S. 570–575; dort auch die genauen Belege.

Westukraine – Lemberg, Zloczov, Tarnopol, um nur die schlimmsten zu nennen – fanden im Operationsgebiet der 17. Armee statt. Nach den Akten des Reichssicherheitshauptamts hatte das Oberkommando Stülpnagels von sich aus angeregt, „zunächst die in den neu besetzten Gebieten wohnhaften anti-jüdisch und anti-kommunistisch eingestellten Polen zu Selbstreinigungskaktionen zu benutzen“. Außerdem übertrug das Armeeoberkommando der Sicherheitspolizei wiederholt die Aufgabe, für Sabotageakte Vergeltung zu üben, etwa in Kremenschug, wo 1 600 Juden ermordet wurden. Bemerkenswert ist auch, wen die Armeeführung ihren Truppen am 7. September 1941 als „Verdächtige“ nannte, gegenüber denen man vor Härten nicht zurückschrecken dürfe: „Juden beiderlei Geschlechts und jeden Alters“. Das war kurz nach dem Übergang vom selektiven zum totalen Judenmord bei der Heeresgruppe Süd durch das Massaker von Kamenez-Podolsk⁸.

Die Beispiele zeigen, dass von einem mäßigenden Einfluss Stülpnagels auf die Behandlung der Juden in seinem Armeegebiet keine Rede sein kann. Im Gegenteil: Der Wortlaut seiner Befehle deckte, ja förderte die antijüdischen Aktionen und die entsprechenden Initiativen seiner Mitarbeiter. Wenn in Stülpnagels Befehlsbereich letztlich weniger Juden umgebracht wurden als in den Operationsgebieten anderer Armeen, ist das darauf zurückzuführen, dass die 17. Armee nach Lemberg keine Großstädte mehr eroberte. Erst nach seiner Abberufung von der Ostfront Anfang Oktober 1941, in Paris, unter ganz anderen Bedingungen und Einflüssen, wurde er zum Widerstandskämpfer und Gegner der Vernichtungspolitik gegen die französischen Juden. Von seiner Haltung 1944 auf seine Haltung 1941 zu schließen, ist ein anachronistischer Trugschluss, wie er in der Widerstandsforschung leider häufig anzutreffen ist.

Stülpnagels Nachfolger bei der 17. Armee war Hermann Hoth. Auch in der Biographie dieses Generals lassen sich im Nachhinein einige Belege für eine regimeferne Einstellung finden. Ein Kronzeuge wäre etwa Hitler selbst, der Anfang Januar 1944 gegenüber General Hermann Reinecke beklagte⁹: „Am schlimmsten ist es – das kann man ruhig aussprechen – bei der Armee Hoth, wo Hoth im Beisein der Generäle dauernd die ganzen weltanschaulichen Maß-

⁸ Vgl. Klaus-Michael Mallmann, Der qualitative Sprung im Vernichtungsprozeß. Das Massaker von Kamenez-Podolsk Ende August 1941, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 10 (2001), S. 239–264.

⁹ Besprechung Hitlers mit General Reinecke am 7.1.1944, in: Gerhard L. Weinberg, Adolf Hitler und der NS-Führungsoffizier (NSFO). Dokumentation, in: VfZ 12 (1964), S. 443–456, hier S. 448.

nahmen kritisiert hat.“ Einen Monat zuvor war Hoth seines Kommandos enthoben worden. Also, wenn schon kein Widerständler wie Stülpnagel, so doch ein verkappter Oppositioneller, ein typisches Beispiel für die Haltung der meisten konservativen Generäle, die nur ihre Pflicht als Soldaten taten? Diese mögliche Einschätzung wird konterkariert durch seinen bekannten Befehl in Nachfolge des noch bekannteren „Reichenau-Befehls“, in dem Hoth am 17. November 1941 ebenfalls die „Ausrottung“ der „jüdischen Menschenklasse“ in der besetzten Sowjetunion rechtfertigte und dabei das Vorbild fast noch übertraf. War das nur die einmalige Entgleisung eines sonst eher „maßvollen“ Generals? Dagegen spricht, dass der Judenmord bei der 17. Armee auch unter Hoth so reibungslos wie zuvor mit Billigung und Unterstützung der Militärverwaltung vollzogen werden konnte¹⁰. Die jüdische Bevölkerungszahl war weiterhin deutlich geringer als bei der 6. Armee Reichenaus, doch die jüdischen Gemeinden, die es gab, etwa im Donezbecken, wurden ausgelöscht. Auch hier schrumpft der Abstand zu Mentalität und Handeln des „Gesinnungstäters“ Reichenau bei näherer Betrachtung doch erheblich.

Der Fall Hoth ist noch aus einem anderen Grund interessant. Er war einer der ganz wenigen Spitzenmilitärs, die sich in den ersten Nachkriegsjahren – wenigstens den Alliierten gegenüber – recht offen über ihre Übereinstimmungen mit der nationalsozialistischen Politik und Ideologie äußerten. So gab er unter anderem zu, den „Kommissarbefehl“ als notwendig akzeptiert zu haben und vom großen „jüdischen Einfluss“ in der Sowjetunion überzeugt gewesen zu sein¹¹. Hoth gestand weiter ein, dass er „noch im Jahre 1941 *volles Vertrauen* zu Hitler gehabt“ und in ihm „die einzige Persönlichkeit“ gesehen habe, „die mit ihrem starken Willen das deutsche Volk durch die Gefahren dieses Kampfes um Sein oder Nichtsein hindurchbringen könnte“¹². Erst in der zweiten Jahreshälfte 1942 habe er „Zweifel an Größe und Recht“ bekommen¹³. Allerdings nannte Hoth hierfür ausschließlich militärische Gründe.

Diese Bekenntnisse werfen ein Licht auf die Einstellung der Generalität im ersten Jahr des Ostfeldzugs. Versuchen wir die Per-

¹⁰ Vgl. Hürter, *Hitlers Heerführer*, S. 575 f.

¹¹ IfZ-Archiv, MB 31/37, Aussagen Hoths vor dem Nürnberger Militärtribunal (Fall 12) am 30. 4. und 3. 5. 1948.

¹² BA-MA, N 503/86, Aufzeichnung Hoths: „Stellung zum Führer und zur Politik“, 1948.

¹³ BA-MA, N 503/72, Notizen Hoths: „Stellungnahme zum Nationalsozialismus“ (nach 1945).

spektive des Sommers 1941 einzunehmen: Hitler stand auf dem Höhepunkt seiner Macht und hatte – „right or wrong“ – den Befehl gegeben, die Sowjetunion in einem schnellen Feldzug „niederzuwerfen“. Wie man zum NS-Regime auch immer stand: Dieses Unternehmen gegen „den“ Bolschewismus, über dessen radikale Ablehnung es keine zwei Meinungen gab, wollte man um jeden Preis und wegen der strategischen Gesamtlage in möglichst kurzer Zeit siegreich beenden. Dass das stalinistische System vor allem von fanatischen Funktionären und „den“ Juden getragen werde und es daher gelte, diese „Korsettstangen“ herauszubrechen, war ebenfalls nahezu *opinio communis*. Das schien in diesem als „total“ eingestuften „Kampf um Sein oder Nichtsein“ ungewöhnliche Härte zu rechtfertigen, bis hin zu selektiven Tötungsaktionen gegen die „jüdisch-bolschewistische Intelligenz“. Die Brutalität der militärischen und ideologischen Auseinandersetzung führte schließlich zur weiteren Radikalisierung, die dann in der Regel als diesem besonderen Kriegsschauplatz immanent hingenommen wurde. Opposition oder gar Widerstand wurden lange als absolut inopportun angesehen, zumal ja die Zukunft des Dritten Reichs noch offen war und wohl niemand im Sommer 1941 mit einer bedingungslosen Kapitulation und Kriegsverbrecherprozessen rechnete. Vielmehr galt es gerade für die konservativen Eliten, sich in einem möglicherweise siegreichen NS-Staat als mitbestimmende Kraft zu behaupten. Eine offenkundige Gegnerschaft zum Regime und seiner Politik wäre aus dieser Sicht völlig kontraproduktiv gewesen. Erst als sich die militärische Niederlage in mehreren Stufen zunächst ankündigte, dann abzeichnete, sank bei vielen – beileibe nicht bei allen – ebenfalls stufenweise die Bereitschaft, die nationalsozialistische Vernichtungspolitik weiterhin mitzutragen. Im ersten Jahr des Ostkriegs war davon allerdings noch wenig zu spüren.

Diese Interpretation wird durch die offeneren Nachkriegsaussagen Hoths gestützt – und dass diese weder ein nachträgliches Konstrukt noch ein Einzelfall sind, belegt die Kommandoführung, also das *Handeln* Hoths und der übrigen Oberbefehlshaber. Denn letztlich kam es – und kommt es rückblickend für die historische Einschätzung – auf das Handeln an und nicht darauf, ob der jeweilige Akteur nationalsozialistisch oder konservativ dachte, ob er sich als Anhänger oder als Gegner Hitlers fühlte, ob er in seiner Manteltasche die Faust ballte oder nicht. Die Beispiele für *scheinbare* Ambivalenzen in der Gruppe der Heerführer im Osten ließen sich fortführen. Um nur wenige zu nennen: Der konservative Edelmann Georg von Küchler beauftragte die Sicherheitspolizei, eine große Nervenheilstation vor Leningrad leer zu morden, um Unterkünfte

für seine Truppen zu gewinnen¹⁴. Der spätere Widerstandskämpfer Hoepner schwor seine Verbände auf den Kampf gegen den „jüdischen Bolschewismus“ ein und ging mit Feuer und Schwert über Dörfer hinweg, in deren Nähe Partisanen aktiv waren¹⁵. Der alte preußische Infanterist Adolf Strauß befahl im Dezember 1941, Kriegsgefangenen und Einwohnern „rücksichtslos“ die überlebensnotwendige Winterkleidung abzunehmen¹⁶. Der feinsinnige Stratege Erich von Manstein ließ auf der Krim den Holocaust und eine brutale Besatzungsherrschaft geschehen¹⁷.

3. Fazit

Natürlich lassen sich auch für Küchler, Hoepner, Strauß, Manstein und die anderen wie für Reichenau, Stülpnagel und Hoth Belege finden, dass sie in Einzelfragen „dagegen“ waren oder sogar – das war freilich die Ausnahme – die NS-Diktatur generell ablehnten. Das änderte aber nichts an ihrer reibungslosen Integration in das nationalsozialistische Eroberungs-, Ausbeutungs- und Vernichtungsprogramm gegen die Sowjetunion. Überzeugte Nationalsozialisten gab es außer Dietl wohl nicht in dieser Gruppe; es überwog eine gewisse Distanz aus konservativ-elitären und/oder christlichen Beweggründen. Aber im ersten Jahr des Ostfeldzugs, besonders in seinen ersten „wilden“ Monaten, präsentierten diese Heerführer sich vor allem als „totale Krieger“, von der Kette gelassen von einem verbrecherischen Regime und seiner Ideologie.

Welche Faktoren führten dazu, dass sie sich zu Komplizen einer kriminellen Staatsführung machen ließen? Um darauf eine Antwort zu finden, müssen die Wurzeln und Prägungen bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Die bereits in der militärischen Ausbildung in der Kaiserzeit angelegte Verengung der ethischen Grundsätze wurde durch die radikale Entwertung des Individuums im Ersten Weltkrieg und in den Nachkriegswirren erheblich gefördert.

¹⁴ Vgl. Johannes Hürter, *Konservative Mentalität, militärischer Pragmatismus, ideologisierte Kriegführung: Das Beispiel des Generals Georg von Küchler*, in: Hirschfeld/Jersak (Hrsg.), *Karrieren*, S. 239–253.

¹⁵ Vgl. Hürter, *Hitlers Heerführer*, S. 414f., S. 516 und S. 542–544.

¹⁶ Vgl. ebenda, S. 455f.

¹⁷ Vgl. Johannes Hürter, *Nachrichten aus dem „Zweiten Krimkrieg“ (1941/42)*. Werner Otto v. Hentig als Vertreter des Auswärtigen Amtes bei der 11. Armee, in: Wolfgang Elz/Sönke Neitzel (Hrsg.), *Internationale Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Winfried Baumgart zum 65. Geburtstag*, Paderborn u.a. 2003, S. 361–387.

Zugleich verschärften sich die politischen Feindbilder. Mindestens genauso explosiv war die Radikalisierung der Militärdoktrin, die für die Zukunft Totale Kriege prognostizierte. Diese neue Kriegsförm schien die „Kriegsnotwendigkeiten“ zu verabsolutieren und einen autoritären Staat zu fordern, der die innere Einheit und totale Rüstung gewährleistete. Entsprechend schnell arrangierten sich die militärischen Professionals mit dem NS-Staat. Hitlers Erfolge brachten den Generälen persönliche Vorteile und übertrafen die kühnsten politischen Hoffnungen. Dermaßen konditioniert und korrumpiert, ließ sich die konservative Elite der höchsten Truppenführer um so leichter für einen Feldzug einspannen, der den gewohnten Rahmen völlig sprengte. Im „Kreuzzug“ gegen die Sowjetunion verbanden sich die antikommunistischen und rassistischen Überzeugungen mit einem schrankenlosen militärischen Utilitarismus, für den der Erfolg die Mittel heiligte.

Die Oberbefehlshaber an der Ostfront waren trotz aller Homogenität ihrer sozialen und professionellen Entwicklung unterschiedliche Charaktere mit teilweise voneinander abweichenden politisch-ideologischen Auffassungen. Auch ihr Verhalten im Ostfeldzug konnte im Einzelnen – allerdings eher graduell als prinzipiell – divergieren. Im Großen und Ganzen erwiesen sich solche Unterschiede und Nuancen jedoch, zumindest im ersten Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges, als weitgehend irrelevant. Dieser unbarmherzige Krieg machte die Frage, ob „Nazi“ oder nicht, vorübergehend nebensächlich, er nivellierte Gegensätze. Freilich kam er nicht wie eine Naturgewalt über die oberste Heeresgeneralität, sondern wurde von ihr geführt, von ihr mitgestaltet. Wer würde sie nicht gerne herausheben, die positiven Ausnahmen, die „Gerechten“, die ihre nicht unbeträchtlichen Handlungsspielräume von Anfang an konsequent für eine menschenwürdige Behandlung der Kriegsgefangenen und Zivilisten nutzten? Zumindest in dieser kleinen, einflussreichen Elite von 25 Heerführern waren sie jedoch nicht zu finden.